

Eine Welle

In einem Surfklub versuchen Palästinenser und Israeli, gemeinsam ihre Leidenschaft zu pflegen. Doch der Weg zueinander ist weit. **Von Joëlle Weil**



Wassersport als Friedenspolitik: Surfer an einem Strand in Tel Aviv trotzten einer stürmischen Grosswetterlage.

JIM KOLLANDER / EPA / KESTONE



Der Übertäter in Pose: Dorian Paskowitz, Ex-Surfprofi aus Texas, hat die Surfing-for-Peace-Bewegung begründet. (Netanya, 2. August 2010)



Auch palästinensische Mädchen dürfen Teil der Toleranzbewegung sein: Shorouq (l.) und Sabah Abu Ghanim beim Training. (Gaza-Stadt, 2010)



«Herz und Seele von Surfing for Peace»: Abdalla Serri (links) und Arthur Rashkovan am Strand von Tel Aviv. (2016)

Verträumt, fast wie ein kleiner Bub blickt er auf das Meer von Tel Aviv. Dann muss er lächeln: «In fünf Jahren werden hier Palastinenser aus Gaza zusammen mit Israeli surfen», sagt er. Ob er das noch erleben werde, fragt ihn ein Journalist. «Inshallah»

Fünf Jahre nach dieser Aufnahme ist der Traum noch immer fern von jeder Realität: Gaza besteht noch immer als Enklave, Hamas und die israelische Armee bekriegen sich noch immer. Fünf Jahre nach dieser Aufnahme stirbt auch der Protagonist der Szene, Dorian Paskowitz, im Alter von 93 Jahren. Seine Vision jedoch lebt weiter und ist einer dieser kleinen Lichtblicke im ansonst niemandem endenden Nahostkonflikt. Wie das Bildnis einer Gottheit hängt das impressionistische Porträt des jüdischen Zionisten aus Kalifornien heute in der Surfschule eines seiner Jünger. Es hängt in der Stadt Tel Aviv, in der er einst so optimistisch sprach. Und wenn sein Jünger Arthur Rashkovan zu seinem Vorbild hochsieht, wirkt er erleuchtet. «Dorian war ein Visionär», sagt er. Seine wohl grösste Vision war, Araber und Juden in Israel, Gaza und dem Westjordanland durch Surfen zu einen. So entstand die Gemeinschaft Surfing for Peace.

Eines Tages, man schrieb das Jahr 2004, surfen Dorian und Arthur zusammen am Tel Aviver Frishman-Beach, dem beliebtesten Strandabschnitt bei Touristen und Einheimischen. Arthur wollte, dass Dorian einen arabischen Surfer kennenlernen, und stellte ihm am selben Tag seinen langjährigen Freund Abdalla Serai aus Jaffa vor. Dorian legte seine Hände auf die Schultern der beiden Männer und sprach: «Du wirst von nun an der Vater der jüdischen Surfer sein. Und du derjenige der arabischen.»

Geteiltes Brett

Es klingt so theatralisch, wie es sich zugetragen hat, erinnert sich Arthur. Und es ist diese Leidenschaft, mit der Arthur und Abdalla versuchen, die Botschaft von Dorian in die Welt hinauszutragen: mit Surfen Grenzen und Wellen brechen. Fernab von Politik, weil nur der Mensch zählen soll. Die Gemeinschaft Surfing for Peace war an diesem Tag geboren.

Surfing for Peace sorgte weltweit für Schlagzeilen, als die Gemeinschaft 2007 ein Dutzend Surfbretter von Israel nach Gaza brachte. Auslöser war der Bericht eines Journalisten in der «Los Angeles Times», der beschrieb, wie sich die beiden einzigen palästinensischen Surfer in der Gaza-Enklave ein Brett teilen mussten. Dorian sah darin seine erste grosse Mission: Bretter für alle! Zusammen mit Journalisten machte er sich auf den Weg zum Erez-Grenzübergang und schaffte es mit medialem Druck und viel Überzeugungsarbeit, die israelischen Soldaten zu überreden, die

Surfbretter zu überbringen. Seither ist die Surf-Gemeinschaft in Gaza um ein Vielfaches gewachsen. Mittlerweile surfen zwischen 30 und 80 Palastinenser im Streifen. Wie viele es genau sind, weiss keiner. Vielleicht behauptet man dort, es seien 80, damit mehr Ausrüstung geliefert wird. Vielleicht ist die Gemeinschaft aber tatsächlich so stark gewachsen.

Surfing for Peace arbeitet sich nach allen Regeln der Kunst an den Behörden vorbei, denn alle staatlichen Institutionen wollen die Friedens-Surfer scheitern sehen. Sowohl die israelische Regierung als auch die Hamas in Gaza und die PLO im Westjordanland. Und trotzdem wächst ihre Gemeinschaft. Nebst Arthur und Abdalla nimmt der Amerikaner Matt Olsen aus Washington D.C. eine zentrale Rolle in der Gemeinschaft ein. Er ist das Organisationsorgan und der Einzige, der aufgrund seiner neutralen Staatszugehörigkeit Gaza besuchen kann: «Es ähnelt einem Spiel, was wir tun», sagt er. «Ein Spiel, bei dem wir immer auf Neue herausfinden müssen, wie wir das System überlisten und an unser Ziel kommen können.» Matt nennt sich selbst «das Gehirn» von Surfing for Peace. Arthur und Abdalla seien «das Herz und die Seele».

Matt verbrachte als Sohn eines Diplomaten viele Jahre seiner Kindheit in Israel. Er versucht ein- bis zweimal pro Jahr nach Israel und auch nach Gaza zu reisen. Nicht nur im Auftrag von Surfing for Peace, denn damit würde er kein Visum für Gaza erhalten. Matt leitet seine eigene Organisation Explore Corps, die verschiedene Projekte - unter anderem Surfing for Peace - unterstützt und mitgestaltet. Diese Tätigkeit ermöglicht ihm die Einreise nach Gaza. Es ist ein ausgeklügeltes System, nach dem Matt arbeitet: Beide Organisationen hängen zusammen, müssen aber trotzdem getrennt voneinander agieren. Aus einem plausiblen Grund: Surfing for Peace ist ein israelisches Projekt. Und jede Form von Kontakt mit israelischen Organisationen oder Gemeinschaften wird in Gaza strengstens untersagt.

Explore Corps als US-Organisation hingegen erlaubt es Matt, in Gaza zu arbeiten und dort Projekte wie The Gaza Surf Club heimlich im Namen von Surfing for Peace zu unterstützen.

Zäh arbeiten sich die Friedens-Surfer an allen Behörden vorbei, welche die Bewegung scheitern sehen wollen.

Im Laufe der Jahre hat Matt gelernt, wie er an beiden Behörden vorbeikommt. An der «israelischen Bürokratie» und am «palästinensischen Chaos». «Der wesentliche Unterschied in der Arbeit mit der Hamas und mit Israel besteht darin, dass Israel eine durchdachte Chaos-Bürokratie geschaffen hat, die Aussenstehenden das Gefühl eines Durcheinanders vermittelt, um für sich selbst möglichst viel Interpretationsfreiheit offen lassen zu können, damit Organisationen und Gemeinschaften wie wir scheitern.»

Auf den ersten Blick sehe es wie ein Durcheinander aus, wie ein lückenhaftes System, sagt Matt. «Dabei ist das alles so gewollt, damit Verbote nicht in Stein gemeisselt sind.» Die Hamas hingegen sei so unorganisiert, dass jede Zusammenarbeit mit Gaza ein Kampf sei. «Keiner speichert meine Informationen dort ab, keiner ist zuständig, keiner weiss genau, was zu tun ist.» Wenn er in der Vergangenheit mit Surf-Ausrüstung an der Erez-Grenze stand, halfen ihm alle Vorabklärungen und Papiere von israelischer Seite nichts. Fast immer musste er stundenlang mit den Soldaten diskutieren, bis man ihn reinliess.

Schmuggeltunnels

In Gaza angekommen, wurde er immer von der Hamas befragt. Immer wieder aufs Neue, immer dieselben Fragen. Einige Male wurde er von der Hamas inhaftiert, dann wieder freigelassen. «Die Karten werden bei diesem Spiel immer wieder neu gemischt», sagt er. «Man muss jedes Mal erfinderisch werden. Und man muss beide Systeme gut kennen, um zu wissen, was man sagen muss, um weiterzukommen.» Schwindeln tue er nie. Aber man dürfe sich keinen Fehler erlauben, wenn man Ware aus Israel nach Gaza bringen wolle. Am Ende gehe es immer irgendwie, man müsse nur Geduld haben.

Palastinenser aus dem Gazastreifen boten Matt an, Ausrüstungen durch die illegalen Schmuggeltunnels, die mit Israel verbunden sind, zu importieren. Jeder Palastinenser in Gaza kenne Leute, die Zugang zu einem dieser Tunnels haben, sagt er. Auch wenn dies der einfachste Weg wäre, habe er sich immer dagegen entschieden. Die Bewegung wolle den legalen Weg gehen, egal wie anstrengend der sei. Matt erhielt für seinen Import viel Hilfe von der Bevölkerung in Gaza. Seitdem er aber erfahren hat, dass einige Palastinenser, mit denen er in Kontakt stand, für die Kooperation mit israelischen Organisationen bestraft wurden, involviert er keine Privatpersonen in seine Aktionen mehr. «Wir bringen die Bevölkerung in zu grosse Schwierigkeiten. Deshalb gehen wir nur noch den offiziellen Weg.»

Surfing for Peace war bereits in verschiedene Projekte in Gaza involviert. Eines, das Matt, Arthur und Abdalla besonders am Herzen lag, war das

Gaza Surfing Girl Project. 2010 erfuhr die Männer, dass sich in Gaza eine Gruppe von drei Mädchen formiert hatte, die zu surfen begann. Unter dem islamistischen Regime in Gaza ist es Mädchen untersagt, sich in herkömmlichen Badeanzügen oder Bikinis zu zeigen.

Frauen in Gaza baden - wenn überhaupt - verhüllt mit Kopftuch und langen Gewändern, nach streng muslimischer Vorschrift, wie es im Gazastreifen üblich ist. Surfing for Peace schloss sich mit Jungdesignern zusammen, um sogenannte «Burkinis» für die Mädchen herzustellen. Das vierköpfige Team bestand aus Amerikanern, unter anderem mit israelischem und saudischem Migrationshintergrund.

Frauen sind ausgeschlossen

Wie viele Mädchen noch heute in Gaza surfen, ist unklar. Vielleicht keine mehr, weil die Mädchen in den letzten sechs Jahren zu Frauen wurden und es in Gaza als unsittlich gilt, wenn Frauen Sport ausüben. Dies ist auf die streng islamische Regierungsform der Hamas zurückzuführen, die Frauen «unsittliches» Verhalten untersagt. Auch Alkohol gibt es in Gaza beispielsweise keinen.

Die drei Männer versuchen aber nicht nur, Güter nach Gaza zu bringen, sondern bemühen sich auch immer wieder, Palastinenser aus Gaza nach Israel oder in die Welt einzuladen. Und manchmal gelingt es: Arthur begrüßte zwei palästinensische Surfer aus Gaza, die eine Einreiseerlaubnis nach Tel Aviv erhalten hatten. Und Matt schaffte es mit Explore Corps, dass der Surfer Ibrahim ein Visum für die USA erhielt, mit dem Ziel, ihm dort alles rund ums Surfen beizubringen. Nach seiner Rückkehr sollte er die anderen Surfer in Gaza unterrichten können.

Dieser Plan scheiterte kläglich, als Ibrahim sich entschied, nicht mehr nach Gaza zurückzukehren. Man habe gewusst, dass diese Gefahr bestehe, sei sie aber trotzdem eingegangen, sagt Matt. Heute ist Ibrahim irgendwo in den USA und kämpft um Asyl. Es gab in der Vergangenheit auch Surfer, die nach Schweden reisen durften und dort geblieben sind. Natürlich erschweren solche Vorkommnisse alle künftigen Aus- und Einreisen für Palastinenser aus dem Gazastreifen. Sowohl Matt als auch Abdalla und Arthur können aber verstehen, dass man nicht nach Gaza zurückkehren will, wenn man die Chance hat, der Enklave zu entkommen.

Wie es heute in Gaza aussieht, wissen Abdalla und Arthur wie alle anderen, die nicht dort sind, nur aus den Medien. Und von Matt. Nur er kann aus erster Hand berichten, wie man dort über die Welt und über den Konflikt denkt. Horrorgeschichten aus Gaza hört man in Israel und in der internationalen Presse genug. «Israeli heute kennen Gaza aus den Nachrichten oder aus eigener Erfahrung als

Spiele statt kämpfen

Wie kann die künftige politische Elite von verfeindeten Lagern wie Palästina und Israel zusammenfinden? Am besten lässt man sie in gemeinsamen Schlafsalen übernachten, in gemischten Teams Softball spielen und übt unverfügbare Theaterstücke mit ihnen ein. Die Stiftung Kids for Peace schickt jeden Sommer vierzig ausgewählte Kinder aus Israel und Palästina ins Sommerlager in die USA. Sie sind zehn oder elf Jahre alt und lernen die Menschen, die von ihren Eltern zu Feinden erklärt wurden, während dreier Wochen ganz nahe kennen! Kein Wunder, geben viele Eltern die Einwilligung dazu nur ungern. Dass es dennoch klappt, zeigt den Wert der Überzeugungsarbeit.

Soldaten», sagt Matt. «Sie gehen davon aus, dass dort alle Terroristen sind. Wenn ich einem Israeli erkläre, dass ich mich in Gaza frei und ohne Todesangst bewegen kann, findet er das verrückt.»

Genauso verzerrt sind die Geschichten über Israel, die man sich in Gaza erzählt. Fast immer wird darin ein Feindbild vermittelt. Alle wünschen allen den Tod, so die allgemeine Annahme. Alle sind Terroristen oder Soldaten, die Kinder töten. Matt erlebt Gaza als geteilten Ort, an dem vor allem der Generationenunterschied eine Kluft schafft: Die Erwachsenen haben noch mit Juden bis zum israelischen Rückzug aus dem Streifen 2005 zusammengelebt oder mit ihnen gearbeitet. Sie sprechen fließend Hebräisch und wissen, dass jüdische Israeli nicht nur Soldaten sind.

Die jungen Palastinenser jedoch, die nach dem israelischen Rückzug geboren sind oder damals Kinder waren, kennen keine andere Realität als die Enklave und das, was ihnen im Propagandafernsehen und in der Schule vermittelt wird. Das erklärt den Hass der Bevölkerung, der, so Matt, von der Hamas geschürt werde. «Wann immer ich in Gaza war, versuchte ich den Jungen dort zu erklären, dass sie in Tel Aviv arabische und jüdische Freunde haben, die an sie denken und sich für sie einsetzen. Sie surfen auf deren Brettern, tragen deren Neoprenanzüge. Das verändert ihre Denkwiese und öffnet Herzen.»

Auch Arthur, der jüdische Israeli, reagiert mit Verständnis, wenn er vom Hass gegen sein Volk aus dem Gazastreifen hört: «Diese Menschen sind Opfer ihres Regimes. Ich kann mich in Israel frei bewegen und mir eine Meinung bilden. Den Leuten dort wird eine aufgezwungen. Sie sind nicht frei, weder physisch noch geistig.»

Man müsste davon ausgehen, dass es leichter sei, mit Palastinensern aus dem Westjordanland zu kooperieren. Weil die Grenze dort trotz Mauer relativ offen ist und weil man einfach zu ihnen rein kann und sie relativ einfach auf die israelische Seite und somit zur Meeresseite gelangen können. Im Westjordanland jedoch steht Surfing for Peace vor einem ganz anderen Problem: der BDS-Bewegung. Für *Boycott, Divestment and Sanctions* steht die Abkürzung dieser Form des Aktivismus, der sowohl israelische Produkte als vor allem auch die Kooperationen mit Israel boykottiert.

Das Interesse der dortigen Palastinenser, mit Israeli zusammenzuarbeiten, sei so gering, dass man mittlerweile von Annäherungsversuchen absehe. Man habe im Westjordanland einfach keine Anhänger gefunden. Deshalb seien die Palastinenser, die derzeit mit Juden surfen, hauptsächlich arabische Israeli, also Palastinenser, die auf israelischer Seite leben und israelische Pässe besitzen.

Die Gemeinschaft der Surfer geht über die israelische Landesgrenze hinaus: Sie wächst vor allem im Aus-

land und zuallererst in Europa. Es sind hauptsächlich muslimische und jüdische, aber auch christliche Surfer aus der ganzen Welt, die sich Surfing for Peace anschliessen. Abgesehen von den Balkanländern und Syrien gibt es offenbar fast überall Anhänger.

Im September 2015 fand der erste internationale Event statt: In Frankreich trafen sich Surfer aus Libanon, der Türkei, Algerien, Israel, der Westbank. Besonders Arthur war überwältigt davon, mit Menschen aus den Ländern, mit denen seine Heimat Krieg führt, zu surfen und Freundschaften zu schliessen. «Es ist auch PR-Arbeit, die ich leiste», sagt er. «Ich weiss, dass in vielen arabischen Ländern Israeli als «die satanischen Zionisten» dargestellt werden. Daran knüpfe ich an. Ich möchte mich allen arabischen Surfern präsentieren und ihnen zeigen, dass auch wir Israeli einfach nur Menschen sind, die in Frieden ihren Alltag leben wollen.»

Veränderung im Nahraum

In Zukunft will sich Surfing for Peace vermehrt auf Europa fokussieren. Aus organisatorischen Gründen und um den Traum von Gründer Dorian zu verwirklichen: Alle Bewohner des Mittelmeerraums sollen zusammen surfen. Natürlich wissen Arthur, Abdalla und Matt, dass gemeinsames Surfen den langanhaltenden Frieden nicht in die Region bringen wird. Da bleibe man realistisch. Aber jeder müsse seinen Beitrag leisten, meint Arthur: «Jeder muss investieren, was er kann. Wenn ich als jüdisch-israelischer Surfer mit einem Surfer von der anderen Seite Kontakt aufnehme, verändert das zwar nicht die Welt. Aber es verändert vielleicht seine und meine.» Und dafür lohnt sich die ganze Arbeit.

ANZEIGE

Package
ab € 104,-

4-7 Nächte
mit HP

Inkl. Berg-
bahnticket

BERGGENUSS

für die ganze Familie





Sporthotel
Das Entropente

sporthotel-silvretta-montafon.at